



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spiero, Heinrich: Neue Lyrik

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Neue Lyrik

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg



n München hat sich unter dem Namen „Die Lese“ eine Vereinigung von gesamtdeutschem Charakter zusammengetan in der Absicht, auf verschiedenen Wegen am Kampfe gegen die Verbreitung der Schundliteratur teilzunehmen. Zu diesem Zweck ward eine erstaunlich billige literarische Zeitschrift für die weitesten Kreise ins Leben gerufen, die vernünftigerweise nicht nur Neues, sondern auch gerade das Beste und Geeignette aus unserer älteren Dichtung auf gut ausgestatteten Blättern darbringt. Der Zeitschrift schließt sich ein Verlag an, dessen erstes Werk die Gedichte Heinrich v. Heders sind. Heinrich v. Heder war im Jahre 1824 geboren und ist als Generalmajor a. D. am 16. Februar 1909 gestorben. Er hat nacheinander den verschiedenen Generationen Münchener Kunst von dem Kreise Geibels bis auf die jüngste Gegenwart nahegestanden, immer eine Anzahl warmer Verehrer und doch nie ein einheitliches Publikum gehabt, wie das noch der kurz nach ihm verstorbene Otto Julius Bierbaum bei Heders Tode hervorhob. Schlägt man nun die von dem Münchener Privatdozenten Artur Kutscher herausgegebene Sammlung auf, so wundert man sich freilich darüber nicht mehr, denn sie bedeutet auf den ersten Seiten herzlich wenig; Heder erhebt sich in seinen älteren Gedichten kaum über das übliche Durchschnittsniveau der Spätromantik oder jener immer wiederkehrenden leichten Lyrik verliebter Herzen und ein wenig verträumter Wanderer, die nichts Eigenes zu sagen haben. Ganz anders aber wird der Ton in den Gedichten, die Heders späteren Jahren entstammen und erfreulicherweise den größeren Teil dieses Bandes füllen, dem Publikum aber vielfach früher durch allerlei Pech, das Heder mit seinen Verlegern hatte, kaum zu Gesicht gekommen sind. Seine Landsknechts- und Bauernkriegsgedichte sind selbständig volkstümlich im Ton, ganz etwas anderes als die abgeklapperte Vagantenweise der siebziger und achtziger Jahre. Man denkt an einen anderen Bayern, an Hans Hopfen, den Heder freilich nicht erreicht. Und man liest dann mit noch lebhafterer Bewegung die Gedichte aus dem Feldzug von 1870, unter denen einige außerordentlich scharfe, naturalistisch geschaute Bilder auffallen, wie sie außer Liliencron keiner der Dichter gegeben hat, die mit in den Krieg gezogen sind. So ist denn diese Ausgabe im ganzen sehr verdienstlich und wird hoffentlich bewirken, daß unsere Anthologien sich dem einen oder dem anderen Gedicht Heders öffnen, in Deutschland immer noch der sicherste Weg zu einer wenn auch bescheidenen lyrischen Unsterblichkeit.

Persönliche Töne suchen wir doch vor allem in einer solchen lyrischen Sammlung und sind sicherlich geneigt, Schwächen des Ausdrucks eher zu verzeihen als die ewige Wiederkehr unselbständiger Empfindungen. Die „Einsamen Feste“ von Walter Britting (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) sind in ihrer Form im allgemeinen liebenswürdig, ermangeln aber eben jedes persönlichen Tones und haften mit keinem Klang im Ohre. Und fast wäre man geneigt, dasselbe, nur ohne das Lob der Form, die hier wesentlich unreiner ist, von Otto Frommels Gedichtband „Im farbigen Reigen“ (Berlin, Gebrüder Paetel) zu sagen, wenn nicht am Schluß ein paar Bilder aufleuchteten, die länger haften bleiben — der Flügel, der in seinem neuen

schwarzen Glanz unter gelben Kerzen aus tiefem, kühlem Zimmer leuchtet, die Mutter, die im Traum durch eine Flut von Kümmernissen schreitet, das sind selbständige Gestaltungen, die nur in einem weniger enggefüllten Rahmen zu stehen brauchen, daß sie uns lebhafter und nachhaltiger ergreifen. Bei den Gedichten von Jeanne Berta Semmig „Aber ging es leuchtend nieder“ (Fritz Eckardt, Leipzig) stammt der Reiz, den viele üben, zum Teil, was wir offen gestehen wollen, aus dem Stofflichen, wie die Dichterin denn schon früher die Stadt ihrer Jugend, Orleans, und die milden Lüfte Frankreichs in anderer Form reizvoll geschildert hat. Sieht man durch das Gewand hindurch, so fehlt noch die Persönlichkeit, die sich darin erst beweisen und behaupten soll; aber ich halte das Talent von Jeanne Berta Semmig für entwicklungsfähig.

Mit sehr viel größerem Nachdruck möchte ich das von Karl Leopold Mayer behaupten, der unter dem (geschmacklosen) Titel „Von Helden, Bettlern und Christus“ bei Fritz Eckardt in Leipzig eine Sammlung von Balladen und Bildern veröffentlicht hat. Angenehm fällt in den Versen dieses gebürtigen Berliners ein gewisser Fontane-Ton auf, der sich in den Gärten Potsdams und in der Mark rasch zurechtfindet. Weniger rein sind die Balladen aus der Sage und der Renaissance, aber das Fragment „Christus“, das den Band abschließt, ist nicht nur voll bedeutender Gedanken, sondern auch an vielen Stellen feine und reine Dichtung. Mayer nennt es selbst ein Fragment, weil er wohl empfindet, daß ihm nicht alles gelungen ist. Die oft in Worte und Bilder geprägte Idee, Christus mitten in das Leben heutiger Menschen überraschend hineintreten zu lassen, geht auch durch diese Dichtung, in der zum Schluß Jesus den ewig wandernden Ahasver vom Leben erlöst. Am schönsten sind die Verse immer dann, wenn sich aus dem gleichmäßigen epischen Fortgang ein glänzendes kleines Stückchen Lyrik erhebt, das voller Melodie und Klang ist.

Handelt es sich hier immer um Ringende, die noch nicht zur Reife vorgebrungen sind, so beweist H. S. L. Zielo mit seinem neuen Buch „Aus der Jugendzeit“ (Berlin, J. Fontane u. Co.) nur, daß man ihn nicht überschätze, als man schon nach seinem ersten, auch hier von mir mit Auszeichnung besprochenen Versbuch „Thanatos“ einen berufenen Dichter von hohem Rang in ihm grüßte. Zielo gehört nicht zu den eigentlichen Suchern neuer Worte, die in der neueren Lyrik so zahlreich sind und denen wir manchen schönen Vers danken, — er schleift überhaupt seine Verse weder mit der Grazie Kiliencrons, noch mit der Inbrunst Dehmels, er ist sorgloser im Bau auch als seine große Landsmännin Agnes Miegel, er ist breit, scheut sich nicht davor, auch einmal abgeblaßte Wendungen zu wählen, — aber er ist ein Bildner von mächtiger Kraft, er hat außerordentlich viel Stimmung, eine große Phantasie und einen unverkennbaren Erzählerton. In seinen Stimmungsbildern ist er ganz der Sohn der litauischen Nordostecke unseres Landes, ist er der Tilfiter, der auf den Strömen und Kanälen dort zu jeder Tages- und Jahreszeit einhergefahren ist, der die Städte wie die Bauern und Fischer am Memelfluß und am Kurischen Haff genau kennt, ihr Tagwerk und ihre Feste, ihre Sonderlinge und ihre Geschichte. Und so versenkt er sich in diesem Buch denn auch vornehmlich in die Geschichte der eigenen Jugend oben in Ostpreußen und in das Leben von Gestalten, die ihn damals umgeben hatten. Am wenigsten glücklich scheint er mir da, wo er humoristisch wird, am stärksten, wenn ihn der Gegensatz zwischen dem

Dasein draußen und dem zu Haus übermannt und alles Erlebte in ein besonderes Licht taucht. Diese Verse aus der Jugendzeit sind mehr als aneinander gereihete Verse, sie sind ein wirkliches Buch, in dem man lesen kann, ein Lebensbuch voller Kraft und Schönheit, ein Buch, in dem noch das Schwächere innerhalb seines Rahmens am Platze stehen bleiben darf, weil sein Schöpfer bedeutend genug ist, uns auch das zumuten zu dürfen.

Zielo liebt es, sich breit auszugeben und erreicht damit starke Wirkungen, auch von balladenhafter Art; recht als Gegensatz zu ihm versucht es ein anderes Talent, auf das mit Nachdruck hingewiesen werden muß, Ernst Lissauer, sich zur allerknappsten Form, zum allersparsamsten Ausdruck seiner künstlerischen Eindrücke zu erziehen. Bei Zielo fällt es auf, wenn das Gedicht „Die Geige“ alles in zwei kurzen Strophen zusammenfaßt:

Du bist mir eine Geige,  
Die mir das Glück gesandt;  
Ich spiele oder schweige,  
Du ruhst in meiner Hand.

Und deine Saiten beben  
Beim feinsten Striche schon:  
So gibst du meinem Leben  
Die Tiefe und den Ton.

Ernst Lissauer aber feilt immer wieder seine Gedichte zu einer Rundung, innerhalb deren nun zusammengepreßte Bildkraft unabänderlich leben bleibt. So dichtet er im wörtlichsten Sinn seinen Jubel:

Als ob noch tausendfacher Segen schliese,  
So fühl' ich reich das Bergwerk meiner Kraft.

Ich löse, was zu Licht will, aus der Glast.  
Ich bin der Bergmann meiner eignen Tiefe.

Oder er schreibt diese, manchen zunächst befremdenden Verse auf das Brot:

Auf meinem Tische steht ein Brot  
Wie rote Erde, breit und rot.  
Breit, rot; rot, breit.  
Fest gewordene Erntezeit.

Und er sieht sich selbst in der Arbeit:

Ich bin gezwungen in die Schrift.  
Blut fließt aus mir in diesen Stift.  
Ich bin gefangen an dies Blatt,  
Es trinkt mein Blut und wird nicht satt.

Alle diese Verse entstammen dem schmalen Buch „Der Acker“ (Jena, Eugen Diederichs), das freilich verlangt, im Ganzen genossen zu werden, und das dann in einer starken Steigerung die Fähigkeit zeigt, Eindrücke des äußeren und des inneren Lebens zu einer merkwürdig geschlossenen Einheit zusammenzuzwingen. Es handelt sich hier nicht um irgend etwas Artistisches, nicht um ein Suchen nach Apartheit, sondern um eine durchaus dem Boden nahe Persönlichkeit, die unbekümmert den ihr gemäßen scharfen Ausdruck sucht und fast immer findet. Es sind vielfach nicht

im üblichen Sinne „schöne“ Gedichte — aber es ist männliche, spröde, zur Reife schreitende Kraft.

Es ist nicht eben sehr häufig, daß man die Bezeichnung „männlich“ auf ein Kunstwerk unserer Tage in Deutschland ohne weiteres anwenden darf. Aber es mehren sich die Werke weiblichen Geistes, denen ganz das Beiwort „weiblich“ im höchsten Sinne gebührt. Und gerade auch in diesem Betracht ist es aufs schmerzlichsste zu beklagen, daß die Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein, die unter dem Namen E. Hugin eine Reihe von Werken veröffentlicht hat, so früh (im vorigen Jahre, sechszunddreißig Jahre alt) abberufen worden ist. Ihr bestes Werk „Hahn Berta“ ist eine naturalistische Dorfgeschichte aus Schlesien, erhebt sich aber in seinem ausgezeichneten geschlossenen Bau durchaus über den einstigen naturalistischen Durchschnitt, nicht aber, wie bei Wilhelm v. Polenz in seinen Lausitzer Geschichten, durch einen Einschub von Humor, sondern, wie etwa in Karl Hauptmanns „Einfältigen“ oder seinen „Bradlerkindern“, durch eine feine Kunst der Stimmung und eine Beleuchtung wie von innen, die der schlichten Gestalt des Bauernmädchens Berta Hahn schließlich die nachwirkende Bedeutung gibt. Im Ton war dieses Buch ganz echt schlesisch, während in dem einst hier von mir besprochenen Roman „Durch den Nebel“ die in Schlesien geborene Angehörige des schleswig-holsteinischen Fürstenhauses auch ihre Zugehörigkeit zum holsteinischen Boden voll erwies, nicht ohne daß freilich Gustav Frenssens Einfluß mitunter allzu deutlich spürbar geworden wäre. Nun gelangt als Abschiedsgabe ein Band Gedichte (wie die anderen Werke bei G. Grote in Berlin) in unsere Hände. Das Buch enthält wenige Verse, die ihrer Form nach ganz vollendet wären, aber es ist von ungewöhnlicher Bedeutung durch die Tiefen, in die es hinableuchtet, durch die künstlerische, fein empfindende, ganz weibliche Menschlichkeit, die es enthält. Ab und zu klingt ein Volkston heraus, im ganzen siegt doch immer die persönliche Aussprache einer einsamen Seele, die schließlich nach vielen Enttäuschungen in der eigenen Brust „eine Welt der Wunder“ findet. Feodora von Schleswig-Holstein stößt sich im Gegensatz zu ihren Prosawerken hier immer sofort vom Boden der Heimat und des Landes empor in die Lüfte, und nicht zufällig sind der Schwan, der die Schwingen für die Fahrt über Meere prüft, und der Falke, der der Sonne züfliegt, ihr zum Bilde geworden, kehrt jener in diesen Versen immer wieder. Feodora von Schleswig-Holstein besitzt die Kraft, stille, große Naturbilder zu bannen, und zugleich das letzte Geheimnis, das hinter aller Natur, besser in aller Natur für uns liegt, ahnungsmäßig mit herauszubringen. Jedes dieser Gedichte, unter denen die kurzen Naturbilder die schönsten sind, weist im Grunde über sich hinaus zu einer rastlosen Sehnsucht, die uns noch da ergreift, wo die Form einmal mißlungen ist. Unzweifelhaft wird Feodora von Schleswig-Holstein trotz der geringen Zahl der abgeschlossenen Werke ihres kurzen Dichterlebens in unserer Literaturgeschichte fortleben, und zwar nicht nur innerhalb des Naturalismus und des von ihm ausgegangenen Stranges der Heimatkunst, sondern als eine selbständige Gestalterin, als eine lyrische und dichterische Persönlichkeit. Die Gedichte, die jetzt als nachträgliche Gabe uns geschenkt worden sind, beweisen die Selbständigkeit und Eigenart dieser Gestalt, der wir sicherlich noch sehr viel Größeres und Reiferes zu danken gehabt hätten.

